



Bethlehemacker in Bern: Die Pflegerin Alisha Lorenzo betreut eine Bewohnerin auf dem Thermo-spa-Bett.



NZZ Folio
8021 Zürich
044/ 258 12 40
www.nzzfolio.ch

Medienart: Print
Medientyp: Publikumszeitschriften
Auflage: 96'104
Erscheinungsweise: monatlich

Seite: 66
Fläche: 255'880 mm²

Auftrag: 1094547
Themen-Nr.: 313.011

Referenz: 67313089
Ausschnitt Seite: 2/6

Verwirrung rundum

Möglichst normal oder lieber emotional? Wie zu Grossmutters Zeiten oder eher mit Discolicht? Weltweit suchen Heimbetreiber nach den besten Betreuungskonzepten für Demenzpatienten.

Von Claudia Mäder

Wenn die ganze Welt eine Bühne ist, dann ist Holland ihr Proberaum. Das Stück, das hier gegeben wird, heißt «Das normale Leben», und um seine Inszenierung zu studieren, reist das Publikum von überall her an. Heute sind es 25 Pflegefachleute, Heimleiter und Geriater aus dem Tessin, die sich im «Theaterzaal» von «De Hogeweyk» versammeln. Ein paar Stunden später startet in dem Raum mit den schweren roten Vorhängen der freitägliche Bingo-Nachmittag für demente Menschen, jetzt aber tritt Eloy van Hal auf und bietet den Schweizer Gästen seine anderthalbstündige Performance: Mit unzähligen Powerpoint-Folien, ein paar routinierten Scherzen und viel Emphase führt der vormalige Altersheimmanager ins Konzept des weltweit ersten Demenzdorfs ein.

Die Einrichtung im nordholländischen Weesp ist in den 1990er Jahren geplant worden, zu jener Zeit also, als Demenz in ganz Europa zum grossen Thema wurde. Alois Alzheimer entdeckte die Hirnkrankheit, die einem Grossteil der Demenzen zugrunde liegt, zwar schon 1906. Im Umgang mit ihr tat sich in den folgenden Jahrzehnten aber nicht sehr viel: Bis in die 1980er Jahre lebten Patienten mit «Arterienverkalzung» und ähnlichen Leiden in herkömmlichen Pflegeheimen oder psychiatrischen Anstalten. Erst als mit der Alterung der Gesellschaft die Zahl der Betroffenen

stark zunahm und der medizinische Fortschritt präzisere Diagnosen ermöglichte, setzte die Diskussion um die «richtige» Betreuung dementer Menschen ein. Namentlich die zuvor als Ghettoisierung verpönte separate Unterbringung dieser Patienten gewann an Zuspruch; in vielen Heimen wurden Demenzstationen zum Standard – und in Holland zu einem abgeschlossenen Dorf auf 15 000 Quadratmetern.

Inzwischen ist die Backsteinsiedlung mit Supermarkt, Café, Boulevard und Theater eine Attraktion. Auf dem Dorfplatz schlendern zwei Asiaten an den Tessinern vorbei, werden von Eloy van Hal aber so gleich verscheucht: Austausch mit der Aussenwelt ist in «De Hogeweyk» zwar erwünscht, aber wer sich den Ort genauer anschauen will, muss eine Tour buchen. An Angeboten ist kein Mangel. Ob eine «Inspirational Visit» zum Preis von 895 Euro, eine anderthalbstündige «Meet and Greet»-Tour für 225 Euro oder ein ganzer Studientag – die Dorfbetreiber haben für jeden Interessenten ein passendes Besuchspaket. Und eine eigens dafür verantwortliche Firma noch dazu: Van Hal, der zu den Gründern des nicht gewinnorientierten Demenzdorfs gehörte, ist unterdessen «Senior Managing Consultant» einer separaten Beratungseinheit, die der Welt gegen Geld das «Hogeweyk»-Konzept erklärt. Acht Rundgänge hat der 50jährige in dieser Woche schon durchgeführt, im Schnitt sind es



rund 200 pro Jahr, dazu kommen Auftritte in Heimen und an Konferenzen zwischen Südafrika, China und Kanada – «mehr als ein Fulltime-Job!»

Dass die Demenzfachleute nach Holland pilgern, dürfte mit einem zweiten Trend zu tun haben, der die Betreuungskonzepte seit einiger Zeit bestimmt: Zur Separation gesellt sich die «Normalität». Lag der Fokus der Pflege lange Zeit auf der Krankheit, steht heute laut Prospekten überall der Mensch im Zentrum. Nach diesem Prinzip ist das holländische Dorf seit seinen Anfängen organisiert. «Wir haben keine Patienten, sondern Bewohner. Also Menschen, soziale Wesen, die ein möglichst normales Leben führen wollen», lautet der oberste Merksatz. Einkaufen, kochen, Wäsche machen oder ins Restaurant gehen: was immer die Demenzkranken noch können, sollen sie tun, und wo immer sie sich bewegen, sollen sie das Gefühl haben, in einer vertrauten Umgebung zu sein – und nicht etwa im Pflegeheim.

Doch nichts anderes ist «De Hogeweyk». Die Institution beherbergt 152 mittel bis schwer demente Menschen; in den Häusern, die sie in Siebnergruppen bewohnen, sind tagsüber drei Betreuerinnen in Alltagskleidung zugänge, im Café überwacht der demenzgeschulte Kellner ihren Alkoholkonsum, und der Supermarkt, den sie gelegentlich besuchen, ist vorab ein Vorratslager für Pflegeartikel. «On stage» spielen der normale Alltag, «backstage» der Pflegeheimbetrieb, erklärt Van Hal den Besuchern und gibt gerne zu, dass diese Inszenierung ein Kraftakt sei.

Aber wenn schon unter klinisch gesunden Menschen alles andere als klar ist, was ein normales Leben eigentlich sei, wie will man diese Frage dann für Personen mit neurokognitiven Störungen beantworten? In «De Hogeweyk» lautet die Lösung: Normalität ist das, was man immer gemacht hat. «Eine Frau, die 60 Jahre lang Kartoffeln geschält hat, kann das bei uns weiterhin tun. Das gibt ihr Lebensqualität und Sicherheit.» Doch nicht nur in der Küche soll sich diese Bewohnerin an Altbekanntem orientieren. Ihr ganzes Wohnhaus ist im «traditionellen» Stil gehalten: Vor der Tür rosten Milchkannen aus einem vergangenen Jahrhundert vor sich hin, im Büchergestell der Stube stehen Bildbände mit Trachtenkleidern, an der Wand hängen Zeichnungen mit Szenen aus dem Bauernleben.

Hätte sich die Frau in jüngeren Jahren mehr für Kunst als für Kartoffeln interessiert, lebte sie jetzt von Van-Gogh-Gemälden umgeben in einer «kosmopoliti-

tisch» gestalteten Stube. Nochmals anders sehen die «urbanen» oder «gehobenen» Lebensräume aus. Vier Stile bietet «De Hogeweyk» den Bewohnern an. Die Kosten sind für alle gleich (wie in jeder anderen Pflegeeinrichtung des Landes belaufen sie sich auf 190 bis 220 Euro pro Tag und werden vom Staat bezahlt), zentral ist laut van Hal die Idee der Wahl.

Eloy van Hal hat «Consumer Sciences» studiert, das Modell der Lebenswelten kommt aus dem Marketing.

Die Ruhe der Bewohner ist das Gütesiegel jedes Konzepts. Weniger Medikamente, mehr Zufriedenheit, lautet die Formel, mit der alle Anbieter den Erfolg ihres jeweiligen Ansatzes belegen.

Seit den späten 1960er Jahren greifen die Fachleute in dieser Branche verstärkt auf «psychographische» Daten zurück: Die Menschen werden in Erhebungen nach ihren Vorlieben, Haltungen oder Werten gefragt und auf Basis ihrer Antworten gruppiert. Das Resultat sind verschiedene «Lebenstypen» – letztlich ausgeklügelte Formen kollektiver Identitäten –, die sodann möglichst «individuell» beworben werden.

Ähnlich funktioniert das Prinzip in «De Hogeweyk»: Um die Bewohner einer der vier Lebenswelten zuzuführen, hat ein Marktforschungsunternehmen für das Heim einen Fragebogen entwickelt. Den füllt in diesem Fall freilich nicht der Kunde aus, sprich der demente Mensch, sondern ein Stellvertreter. Weil Angehörige nicht immer über alles Bescheid wissen, was im Leben des Kranken von Belang war, kann es in Einzelfällen zu



Fehl- und infolgedessen Umplacierungen kommen, räumt van Hal ein. Doch ist er der Meinung, dass solche Ausnahmen nur die Regel bestätigten.

Anderswo haben die Ausnahmen dazu geführt, dass man den Ansatz aufgab. Im Theatersaal, wo heute die Gruppe aus dem Tessin sitzt, war 2013 auch eine Delegation aus Egerkingen. Als die «Genossenschaft für Altersbetreuung und Pflege Gäu» vor einer Umstrukturierung ihrer Demenzabteilung stand, informierte sich ihre Leitung auf verschiedenen Reisen über

innovative Pflegekonzepte und blieb in «De Hoge-weyk» hängen: «Wir waren derart Feuer und Flamme, dass wir noch im Hotel die ersten Pläne entwickelten», erzählt Geschäftsführer Rüdiger Niederer. Zurück im Solothurnischen, bauten er und sein Team ein mittlerweile preisgekröntes «Wohnhaus für Menschen mit Demenz» auf. In der «Stapfenmatt» in Niederbuchsiten führen die Betroffenen einen «möglichst normalen» Alltag in grossfamiliären Achtergruppen auf je einer Etage des dreistöckigen Hauses. In der Stube des obersten Stocks sind noch Überbleibsel der «gehobenen» Lebenswelt zu sehen – ein roter Polstersessel, ein schmucker Puppenwagen und eine kleine Bibliothek dekorieren den Raum, derweil aus der Küche weniger gediegene Töne dringen: «Verdammt guet» findet dort eine Bewohnerin ihren Zvieri-Apfel und haut resolut auf den Tisch.

Rund ein Jahr lang hätten sie mit verschiedenen Lebensstilen operiert, dann aber gemerkt, dass das einfach nicht funktioniere, sagt Niederer. «Leute, die wir im dritten Stock untergebracht hatten, zog es immer wieder in die ländlich-bäuerlich eingerichtete Welt der unteren Etagen. Für das edle Setting interessierten die sich gar nicht.» Inzwischen sind die Wohngruppen heterogen zusammengesetzt, die Umstellung sieht der Geschäftsführer als kleinen Schritt auf einem langen Weg: «Wie alle sind wir in der Dementenbetreuung noch Lernende. Niemand hat die ‚richtige‘ Lösung, und deshalb passen wir unser Betreuungskonzept den Erfahrungen an, die wir im Alltag machen.»

Tatsächlich gibt es in der Branche eine verwirrende Anzahl von Modellen und Konzepten, vom Care Farming auf Bauernhöfen über das Kuschelschlafen in «Snoezelenräumen» bis zur Lebensweltgestaltung nach Biographie oder Feng-Shui. Darin zeigt sich nicht

zuletzt das grosse Bedürfnis der klinisch Gesunden, die unheimliche Krankheit auf irgendeine Weise in den Griff zu bekommen. Qualitätsmassstäbe für die Angebote gibt es nicht, dafür widerstreitende Meinungen und praktisch erprobte Dinge, die in Diskrepanz zu medizinischen Erkenntnissen stehen. Biographisch bestimmte «normale Welten» etwa, wie Holland sie seit langem propagiert, sind in den Augen des Zürcher Gerontopsychiaters und Buchautors Christoph Held «kompletter Unfug».

Die Verfechter des Lebensstilkonzepts gehen davon aus, dass die kranken Menschen im Alter zwischen 30 und 40 entscheidend geprägt wurden. Daher versuchen sie, diese Zeit zu rekonstruieren, um Orientierung zu schaffen. Dabei kann laut Held durchaus das Gegenteil passieren: «Wenn etwas die Demenz charakterisiert, dann die Wechselhaftigkeit des Erlebens. Es gibt keine lineare Regression, also keine Rückkehr zu immer früheren Zuständen, und auch keine Konstanz, das heisst kein Verharren in einem bestimmten Stadium. Mit alten Möbeln, Kleidern und Ritualen kann man die Leute darum auch massiv verwirren.» Häufig hat Held zudem beobachtet, wie Demenzpatienten ganz neue Charakterzüge entwickelten oder alte Bilder abgehängt haben wollten, sich also von ihrer Biographie «befreiten», um ein letztes Mal ein anderer Mensch zu werden. Diese Möglichkeit, findet Held, sollte man ihnen lassen. Er plädiert deshalb für eine zwar schöne, aber möglichst allgemein gehaltene Umgebung ohne inszenatorischen Schnickschnack.

Nur: Eine neutrale Umgebung ist kein besonders herausstechendes Merkmal auf einem Markt, der ständig grösser und unübersichtlicher wird. In der Schweiz leiden zurzeit geschätzte 144 000 Menschen an einer Demenz. Die Prognosen variieren. Während einige Experten aufgrund der demographischen Entwicklung davon ausgehen, dass sich die Zahl der Demenzpatienten bis in zwanzig Jahren verdoppeln wird, rechnen andere langfristig mit weniger Krankheitsfällen. Dies zumal in den westlichen Industriekulturen, wo sich Prävention und Behandlung jener Demenzformen, die vorwiegend mit arteriellem Bluthochdruck, Diabetes oder Herzrhythmusstörungen zusammenhängen, zusehends verbessern.

In jedem Fall aber sind demenzkranke Menschen die Klientel, auf die sich die Pflegeheime einzustellen haben. Schon heute sind schweizweit zwei Drittel aller



Heimbewohner von einer neurokognitiven Störung betroffen, und zweifellos wird ihr Anteil steigen, da immer mehr gesunde Alte immer länger in ihrer eigenen Wohnung bleiben. Diese Entwicklung spiegelt sich einerseits in den steigenden Pflegekosten: die Demenzbetreuung in den Heimen kostete 2007 noch 2,9 Milliarden Franken, 2009 bereits 3,3 Milliarden. Andererseits aber auch in den unterschiedlichen Konzepten, die inzwischen angepriesen werden.

«Wir müssen unser Alleinstellungsmerkmal, unseren USP, laufend updaten, wenn wir erkennbar sein wollen», sagt Edgar Studer vom Bethlehemacker. Die auf Demenzpatienten spezialisierte Einrichtung gehört zur Domicil-Gruppe, dem grössten Pflegeplatzanbieter im Kanton Bern. An vier von zwanzig Standorten hat sie «Kompetenzzentren» für Demenz aufgebaut, und das Heim in Bethlehem hat sich in den letzten zehn Jahren zum «Haus der Emotionen» entwickelt. Auf drei Stöcken streift man hier nicht durch bäuerliche Stuben, sondern durch die schillernde Welt der 1980er. Discokugeln, Blubbersäulen und Plasticvorhänge in Wechselfarben bestücken die verschiedenen Erholungsecken, dazu stehen Massagebetten, Thermo-spas und Entspannungsbäder bereit. «Wir wollen unseren Bewohnern Lebensqualität bieten. Dazu braucht es bei dementen Menschen vor allem eines: Emotionen. Denn in dem Masse, in dem der Verstand abnimmt, steigt die Bedeutung der Sinne.» Um sie anzusprechen, scheuen Studer und sein Team keinen Aufwand. Auf einem Bildschirm züngeln die Flammen eines Cheminéefeuers, der passende Geruch lässt sich per Knopfdruck erzeugen, daneben bietet sich ein mit Vorhängen dekorerter Screen als Aussichtsfenster dar – goldgelb leuchten darauf die Lärchen des Engadiner Herbsts und fügen sich harmonisch ins Gesamtfarbkonzept der «Sinnesoase».

Unter einer Besuchergruppe aus Australien lösen die Realitätsmontagen Begeisterung aus: «It's so lovely! We'll copy it!» Zu elft sind die Heimleiter, Gesundheits- und Demenzfachleute zurzeit in verschiedenen europäischen Ländern unterwegs, einige haben sich zuvor schon in den USA umgeschaut. Sie alle sind auf

der Suche nach neuen Ideen und Wegen, genau wie die Tessiner in Holland, die Holländer in China und die Chinesen wiederum in Bern – erst letzte Woche sei eine hochrangige asiatische Delegation in Bethlehem zu Besuch gewesen, sagt Studer nicht ohne Stolz.

Ein Geschäft wie in «De Hogeweyk» sind die Touren durch den Bethlehemacker zwar nicht. Aber natürlich fördert das internationale Interesse den Ruf des Heims und hilft dabei, von Angehörigen und Zuweisern wahrgenommen zu werden, sprich: auch in Zeiten rückläufiger Pflegeplatznachfrage ein volles Haus zu haben. Bewohnen kann man es mit rund 180 Franken pro Tag zu einem Preis, der im Berner Durchschnitt liegt, und für den Betreiber lohnen sich die Investitionen in den Gerätelpark allemal: «Das Massagebett zum Beispiel hat schon so viele Menschen für ein paar Stunden entspannt und glücklich gemacht – das war im Nu amortisiert.» Auch die Australier überzeugt, was sie sehen. Ruhigere Demenzpatienten, sagen sie einhellig, hätten sie kaum je irgendwo angetroffen.

Die Ruhe der Bewohner ist das Gütesiegel jedes Konzepts. Weniger Medikamente, mehr Zufriedenheit, lautet die Formel, mit der alle Anbieter den Erfolg ihres jeweiligen Ansatzes belegen. Zu überprüfen ist er so schwer wie zu widerlegen, in der Schweiz genauso wie in Holland. Als ein Tessiner Gerontologe mit leisem Zweifel fragt, ob denn auch Menschen mit richtig schweren Demenzen in der gemütlichen Siedlung lebten, braust Eloy van Hal vor dem roten Samtvorhang auf. Selbstverständlich! Doch verschwindet eben meist selbst das auffälligste Verhalten dank der gelebten Normalität des Dorfs. Richtig krank, fügt er an, würden viele Leute ja ohnehin erst in der sterilen Umgebung der herkömmlichen Pflegeheime.

Eine verkehrte Welt? Wer wollte es wissen. Wir sitzen immer noch im Theatersaal. Man wünschte sich hier klare Rollen, Kräfte, die Gutes oder Böses wollen und eins von beidem auch wirklich schaffen. Aber so einfach ist das nicht in dieser Geschichte.

Claudia Mäder ist NZZ-Folio-Redaktorin.



«Haus der Emotionen» nennt sich der Berner Bethlehemacker. In «Sinnesoasen» sollen die Gefühle aufleben können.